

MIRIAM DUBINI

Aria

Das Schicksal fährt Fahrrad

Aus dem Italienischen von
Ulrike Schimming

Planet Girl

Es gibt einen Ort,
dorthin gelangen die Briefe,
die nie ihr Ziel erreichen,
die verlorenen Geschenke,
die Nachrichten,
die im Äther untergehen,
die verschollenen Dinge.

Ein unsichtbarer Ort,
erfüllt von den Spuren
der Erwartung und den Hoffnungsfunken.

Es gibt jemanden,
der die Lichtzeichen entschlüsseln
und die vom Schicksal zerrissenen Fäden
wieder verknüpfen kann.

Und er kommt zu dir.



Wolkenbruch

Aria starrte zu den Wolken hinauf. Gleich würde es loschütten und ganz sicher würden all ihre Gedanken mit einem Blitzschlag weggespült.

Der Regen erwischte sie beim Anstieg. Kleine Tropfen sprenkelten den Asphalt unter ihrem Fahrrad und piksten auf den Wangen, angespitzt durch den kalten Wind. Sie hob sich aus dem Sattel und stemmte sich dagegen, jeder Atemzug ein Stoß gegen den prasselnden Regen. Die Beine brannten und trotz der Kälte der letzten Wintertage krabbelte ihr die Wärme den Rücken hinauf. Sie lächelte und sah, wie sich Pfützen am Fahrbahnrand bildeten, sie roch den Duft der nassen Straße, spürte das Pochen des Herzens im Hals.

Als sie diese Steigung das erste Mal hinaufgefahren war, hatte sie auf der Hälfte absteigen müssen, mit schmerzenden Muskeln und keuchendem Atem. Seit jenem Tag war sie viele Kilometer geradelt und die Straße hatte ihr beigebracht, dass sie sich nicht von der Qual unterkriegen lassen, sondern ihre Wärme mögen sollte.

Heute würde sie es schaffen, trotz des Gewitters. Eine letzte Anstrengung und sie wäre auf dem Gipfel,

zwei Kurven noch, dann war es geschafft. Sie bog gerade ab, als ein anderes Fahrrad aus der Gegenrichtung vor ihr auftauchte. Das Wasser spritzte. Im Sattel saß ein großer, schlanker Junge mit einem seltsamen Herrenhut auf dem Kopf. Das Gefälle jagte ihm scheinbar keine Angst ein.

Da riss die Nässe Aria um. Ihre Füße rutschten von den Pedalen und sie stürzte fluchend auf den Asphalt.

Der Junge bremste und machte kehrt. »Entschuldige, ich hab dich nicht gesehen. Auf dieser Straße ist sonst nie was los ... Hast du dir wehgetan?«

Aria antwortete nicht. Sie stand auf und funkelte ihn wütend an. Ihr Blick war düsterer als der Gewitterhimmel.

Erschrocken trat er einen Schritt zurück. »He, alles okay?« Er musterte sie.

»Nein. Du fährst in die falsche Richtung«, fauchte Aria. Zum Glück hatte sie sich nichts getan.

»Stimmt, ich fahre in die falsche Richtung«, sagte er mit einem Lächeln.

Unter dem Hut entdeckte Aria zwei blaue Augen, dunkel wie Tintenflecke, die sich auf Löschpapier ausbreiten. *So ein Idiot. Warum lacht der jetzt? Es gibt überhaupt nichts zu lachen.*

»Diese Abfahrt bei Regen ist ... ich weiß auch nicht, das musst du probieren.«

Idiotisch und verrückt. »Nein, danke.«

»Warum nicht?«

»Weil es regnet. Vielleicht hast du das noch nicht ge-

merkt«, platzte sie heraus. Mittlerweile war sie völlig durchnässt.

Er lächelte immer breiter und schien in vollen Zügen die elektrisierte Luft des Gewitters einzusaugen. »Ja, bei Regen ist es noch viel besser.«

Aria betrachtete ihn wortlos. Entweder verpasste sie diesem selig grinsenden Gesicht gleich eine Ohrfeige oder sie ging einfach. Sie entschied, dass es besser war zu gehen. Mit dem rechten Fuß drückte sie sich ab und trat mit dem anderen fest in die Pedale, sodass sie wieder in Gang kam.

»Echt schade. Ich glaube, es hätte dir ...«, rief er ihr nach. Aber seine restlichen Worte gingen im letzten Donnerschlag des Monats März unter.

Rom

Am Tag, als er kam, war niemand bereit. Eingehüllt in Wintermäntel und versteckt unter Regenschirmen beachteten die Passanten den Himmel über der Stadt überhaupt nicht. Es war ein verregneter und langweiliger Winter in Rom gewesen. Melancholisch waren die gleichförmigen Tage vergangen, aber am Ende hatten sich alle daran gewöhnt.

Dann geschah es. Er brach hervor, zerriss mit einem Hauch eine Wolke, trieb die Vogelschwärme auseinander, schüttelte die zum Trocknen aufgehängte Wäsche und die verschlafenen Zweige der Bäume. Ein Regenschirm flog davon, ein Mantel öffnete sich und es war Frühling. Blütenblätter und Salzgeruch zogen in die Stadt ein, und plötzlich erinnerten sich alle wieder an den Himmel. Die Menschen blickten hinauf und bemerkten den Wind. Eine kräftige, warme Brise ließ die Pflanzen keimen, trug Schmetterlinge herbei und blies die Blütenpollen über die Wiesen. Doch niemand erinnerte sich an den Namen des Windes.

Angetrieben von den Böen begann sich das große Holzrad am Eingang der Werkstatt langsam zu drehen. Der

Wind drückte in den weiten Eingangsbereich, strich über die Lichtstreifen am Boden, die die vier regenverdeckten Fenster in den Schatten zeichneten. Auf dem verstaubten Fußboden standen etwa dreißig Fahrräder in allen Größen. An der Tür drängten sich die Rennräder, daneben die Hollandräder und in einer Ecke reihten sich die Kinderräder aneinander. Rahmen ohne Räder und Metallfelgen bildeten an der hinteren Wand einen Berg aus Kreisen und Rauten. In einem Eisenregal lagen Ersatzteile aller Art, fein säuberlich sortiert. Links, an einer Wand aus roten Backsteinen, hingen große Werkzeuge, rechts gab es vor einer altmodischen Wandverkleidung ein kleines Wohnzimmer für erschöpfte Radfahrer. Die Einrichtung bestand aus einem zerkratzten Ledersofa, einer Stehlampe mit einem ausgebleichen gelben Schirm und einem Radio. Guido schaltete es jeden Morgen um acht Uhr ein und jeden Abend um neun Uhr wieder aus. Er wechselte nie den Sender und wusch sich jedes Mal die Hände, bevor er das Radio berührte. Er erlaubte niemandem, es anzufassen, nicht einmal seinem Sohn. Es war das einzige Stück in dieser Halle, das er ganz allein für sich beanspruchte. Alle übrigen Dinge teilte er mit den anderen Radfahrern.

Als der Frühlingswind kam, reparierte Guido gerade ein wassergrünes Bianchi-Rennrad aus den 60er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Mit ölschwarzen Fingern hantierte er geschickt an den Bremsbacken, während er in Gedanken einem großen Radrennen nachhing, das er vor langer Zeit gefahren war: die Eroica.

Das Rennen war durch die Hügel der Toskana um Siena herum verlaufen, auf weißen, staubigen Straßen, wie durch Wolken hindurch. Schweiß- und staubbedeckt hatte er als Erster das Ziel erreicht. Der Sieg kribbelte ihm immer noch auf der Haut, so wie die Erinnerung an diese lang vergangene Zeit. Guido atmete den duftenden Wind ein und schloss die Augen. Ein Lächeln breitete sich in seinem grauen Bart aus. Er blickte auf und ging mit ausgebreiteten Armen zur Tür, so als wollte er einen alten Freund empfangen.

»Favonio«, sagte er und nannte den Wind bei seinem Namen.

Der Luftstrom zog in die Ärmel von Guidos altem Arbeitshemd und erwiderte die Umarmung, während der letzte Ton einer Geige aus dem Radio sanft verklang. Eine tiefe Stimme verkündete feierlich: »Allegro, Konzert Nummer 1 in B-Dur von Tomaso Albinoni.«

Der Wind legte sich und ein aluminiumfarbenes Fahrrad rollte heran. Ein Junge mit einem Herrenhut auf dem Kopf fuhr in die Werkstatt, bremste sanft und balancierte mit beiden Füßen auf den Pedalen mitten im Raum. »Warum haben die nur immer so traurige Stimmen? Das verstehe ich echt nicht. Diese Musik ist doch total fröhlich«, sagte er zu seinem Vater.

»Wer die? Welche Stimmen meinst du, Anselmo?«, fragte Guido.

»Na, die in deinem Radio.«

Guido zuckte mit den Schultern: »Die sind nicht traurig.«

Der Junge, der mit der Antwort überhaupt nicht zufrieden war, blieb noch einen Moment auf den Pedalen seines Rades stehen, sah nach oben und überlegte, wie die Frau, der die Stimme gehörte, wohl aussah. Sie hatte bestimmt kleine Augen und knotige Finger.

»Und?«, rief der Vater.

»Hä?«, erwiderte Anselmo zerstreut.

»Hast du was gesehen?«

Der Junge schüttelte den Kopf und setzte endlich die Füße auf den Boden. »Nein, der Wind ist noch zu schwach.«

Guido schaute auf das Windrad am Eingang, das sich nur noch ruckartig in den vereinzelt Böen drehte. »Aber heute Nacht wird er stärker.«



Am späten Nachmittag kam Aria mit zwei halbleeren Einkaufstüten aus dem Supermarkt. Vor dem Laden stand ihr Fahrrad, das sie »Merlina« getauft hatte. Ein blaues Olmo-Herrenrad, das vom Rost zerfressen war, mit stabilen Felgen und einer violetten Hupe anstelle der Klingel. Sie hängte die Tüten an den Lenker, auf jede Seite eine, und seufzte. Sie hasste es, mit so einem Ballast zu fahren. Die Tüten verhinderten, dass sie schnell vorankam. Doch sie nahm *immer* das Rad und ihre Mutter ging *nie* einkaufen, also blieb ihr gar nichts anderes übrig.

Sie bummelte die breite, verlassene Hauptstraße ent-

lang und beobachtete den gelblichen Schein der Vorstadtlaternen, die schon angegangen waren. Die Reihe der Lichter brach abrupt vor einer Stahlbetonmauer ab, die neun Stockwerke hoch und einen Kilometer lang war. Der Corviale, ein riesiger Wohnkomplex. In Rom nannte man dieses Gebäude auch »die Riesenschlange«. Es wurde gemunkelt, dass der Architekt, der das Haus entworfen hatte, sich umgebracht hatte, als er das fertige Werk sah. Aria glaubte nicht daran. Das waren die üblichen Geschichten der Jungs, die mit ihren Mofas auf der Piazzetta herumhingen. Sie tranken, sie rauchten und sie erzählten solche Sachen. Daran waren nur die Mofas schuld. Denn wenn die Typen Rad fahren würden, wären sie viel aufmerksamer und würden ihre Puste nicht so verschwenden.

Da war sie, die Piazzetta, der kleine Platz. Mit den Mofas, den Jungs, den Rauchschwaden. Der verräucherte Schlund der Riesenschlange.

Am Fahrstuhl klebte das übliche Schild: AUSSER BETRIEB. Auf dem gelblichen Papier, das seit Monaten da hing, war ein neuer Satz aufgetaucht: *Möge Lucifero euch holen!*

Lucifero war ein alter Mann aus dem Viertel, der im Krieg ein Ohr verloren hatte. Sagte er zumindest. Er erzählte viele solcher Dinge, die man alle nicht glauben konnte, und er lebte seit Urzeiten im Corviale. Lucifero war mürrisch und griesgrämig, und die Mütter machten ihren ungezogenen Kindern oft mit ihm Angst, so

als wäre er der Schwarze Mann. Wie die Mütter ihren bockigen Kindern drohten die Hausbewohner nun der Verwaltung mit Lucifero. Doch die war ein eigensinniger und gleichgültiger Feind und würde deshalb noch lange nicht den Aufzug reparieren. Denn im Gegensatz zu den Kindern hatte die Hausverwaltung keine Fantasie und ohne Fantasie nützte auch die Drohung mit Lucifero nichts, der Fahrstuhl steckte weiterhin fest.

Trotz allem musste Aria lächeln. Sie stellte sich Lucifero vor, wie er laut fluchend die Handwerker dazu brachte, dass sie den Aufzug reparierten. Dann schaute sie nach oben durch das Treppenhaus, das sich trostlos in die Dunkelheit wand, und ihr Lächeln verschwand. Sieben Stockwerke mit den Einkaufsstützen und Merlina auf der Schulter. Aber wenn sie das Rad vor dem Haus anschliesse, würden sich die Jungs des Viertels sofort darauf stürzen und es abmontieren, also hatte sie keine Wahl.

Schnaufend kam sie in der Wohnung an. Sie war leer, nur eine Aluschüssel auf dem Tisch hieß sie willkommen. Darin lagen ein frittiertes Reisbällchen und eine gelbe unförmige Masse: Die Reste aus dem Restaurant, in dem ihre Mutter jeden Abend arbeitete. Aria nahm das Reisteil, öffnete das Fenster, hockte sich auf die Fensterbank und knabberte im Dunkeln an dem Bällchen. Sie betrachtete Rom, das unbeweglich zu ihren Füßen lag. Hier oben wehte immer ein Windhauch und das war das einzig Schöne an diesem Ort.

»Dieses Reisbällchen ist ekelhaft. Willst du etwas?«, fragte sie den Wind.

Der Wind schwieg.

Sie biss noch einmal ab und warf den letzten Rest nach draußen, wobei sie genau auf die Kuppel des Petersdoms zielte, die klein und hellblau am Horizont in den Himmel ragte.

Eine heftige Windböe traf Aria und brachte sie fast aus dem Gleichgewicht.

»Sag ich doch, dass es eklig ist«, erwiderte sie und rutschte in die Wohnung zurück, bevor sie das gleiche Schicksal ereilte wie der Rest vom Reisbällchen.

Sie schloss das Fenster und betrachtete ihr Spiegelbild in der Scheibe. Aschblonde kurze Haare mit einem dünnen, langen Zöpfchen, das ihr bis auf die Schultern herabhing, wie ein kaputter Rahmen auf der linken Seite des mageren Gesichts. Grüne Augen, still und tief, funkelten wie das Waldlicht der Hochgebirge. Kleiner Mund, kleine Nase, markante Wangenknochen. Und ein Muttermal, schwarz und rund, genau in der Mitte des Kinns. Sie hasste dieses Muttermal. Sie legte einen Finger darauf und verdeckte es, dann stellte sie sich ihr Gesicht ohne diesen schrecklichen Makel vor. Es ging nicht, sie schaffte es einfach nicht. Und was hätte es auch genutzt? Nur eine Operation hätte sie davon befreien können.

Sie putzte sich die Zähne und ging schlafen.

Morgen war wieder Schule. Damit sie rechtzeitig zur ersten Stunde auf der anderen Seite der Stadt ankam,

musste sie bei Sonnenaufgang aufstehen. Ihre Mutter hatte sie an einer Schule im Zentrum angemeldet, denn sie sollte später einmal eine bessere Zukunft haben.

»Dass wir hier leben, ist nicht meine Schuld«, wiederholte die Mutter ständig. »Dein Vater hat mich hierher verschleppt.«

Und so musste Aria jeden Tag zwanzig Kilometer zurücklegen. Zur Schule brauchte sie entweder drei Autobusse oder eine Stunde mit dem Fahrrad. Aber immerhin das konnte Aria sich aussuchen.



Der Wind frischte auf.

Bei Sonnenaufgang war er eine wirbelnde Welle, zwei Stunden später neigten sich die Baumkronen. Anselmo las die druckfrische Zeitung im Radfahrer-Wohnzimmer, als plötzlich der Wind hereinwehte und ihm die Seiten der Zeitung aus den Händen riss. Das Holzrad vor der Fahrradwerkstatt drehte sich immer schneller, bis sich die Speichen zu einer einzigen, vibrierenden Scheibe vereinten. Ein schrilles Pfeifen erklang: das Signal.

Anselmo und Guido sahen sich an.

Der Moment war gekommen.

Guido ging zu einer Tür im hinteren Teil der Halle und kam mit einer großen Postbotentasche wieder. Er reichte sie Anselmo, der auf der Straße wartete und schon auf sein Fahrrad gestiegen war.

»Er wird nicht lange wehen«, sagte der Junge und schaute zum Himmel.

»Dann beeil dich.«

»Ich fliege.«

Anselmo hängte sich die Tasche quer über die Brust und raste in Richtung des Windes los. Er hob sich mit einem Lächeln aus dem Sattel.

Flitzte man mit dem Rad durch Rom, forderte man jedes Mal das Schicksal heraus. Denn ein Römer fuhr nicht bequem und zügig Auto, weil er von einem Ort zum anderen wollte, ein Römer fuhr, weil er die ganze Welt daran erinnern wollte, dass er ein Bewohner Roms war, der Ewigen Stadt. Also hatte er Vorfahrt. Hielt man sich an Verkehrsregeln, dann trank man seinen Cappuccino wahrscheinlich auch aus einem Plastikbecher: Da war zwar überhaupt nichts Schlechtes dran, aber mit einem Cappuccino aus einer richtigen Tasse konnte man das einfach nicht vergleichen.

»Was macht es für einen Unterschied?«, hatte Anselmo einmal verwundert Schagall gefragt, als der mit dieser Cappuccino-Geschichte angefangen hatte.

Schagall war genau wie Anselmo siebzehn Jahre alt, ansonsten aber das komplette Gegenteil. Er war eines Tages in der Werkstatt aufgetaucht, nachdem er sein Crossbike bei einem etwas gewagten Stunt geschrottet hatte (Schagall war nicht gerade ein Leichtgewicht). Dann war er immer wiedergekommen, wie viele andere auch. Denn so lief das hier: Guido stellte seine Werkzeuge zur Verfügung und seine Erfahrung. Als Gegen-

leistung bat er um eine freiwillige Spende für die Reparaturen, doch nur selten legte er selbst Hand an. Er sagte einem, was man tun sollte, und dann musste man es selbst machen. Wenn man es gelernt hatte, konnte man es jemand anderem beibringen. Und das war so nett, dass alle immer wiederkamen.

Schagall kam auch, selbst wenn nichts an seinem Fahrrad kaputt war. Damit er noch mehr Zeit in der Werkstatt verbringen konnte, hatte er angefangen, den Rahmen seines Rades mit kleinen rosa Schweinchen zu bemalen. Er hatte Talent und bald fragten die Stammkunden der Werkstatt ihn, ob er auch ihre Räder aufhübschen könnte, und gaben ihm den Spitznamen Schagall (wie der berühmte französisch-russische Maler Chagall, aber eben auf Römisch). Ihm gefiel diese Beschäftigung so gut, dass er bald alles Mögliche bemalte, sogar seine T-Shirts. Er hatte Dutzende und alle mit leicht merkwürdigen bunten Motiven aus der Welt des Radsports versehen.

In kürzester Zeit war er in der Fahrradwerkstatt heimisch geworden und die Kunden wünschten sich immer öfter, dass er ihre Räder anmalte. So waren die Straßen Roms jetzt voll mit Kunstwerken auf zwei Rädern: Margeriten, bunte Punkte, Streifen, Flammen, Donner und Blitz. Schagall verschönerte alles für einen Cappuccino, allerdings nur einen in einer richtigen Tasse.

»Weil er so besser schmeckt«, wiederholte der Fahrrad-Künstler immer wieder.

»Wie denn besser?«, hakte Anselmo nach. Dann sah er sich verwirrt um. Die anderen schüttelten verständnislos die Köpfe und er begriff, dass er wieder einmal eine seiner unnützen Fragen gestellt hatte. Wie die über die traurigen Stimmen im Radio oder tausend andere, die ihm jeden Tag durch den Kopf schossen. Und auch dieses Mal hatte er keine Antwort bekommen. Die einzigen Momente, in denen er nicht an unnütze Fragen dachte, waren Tage wie diese, an denen der Wind wehte. An solchen Tagen war er einfach nur glücklich. Er schoss auf präzisen Bahnen dahin und wich jedem Hindernis aus. Geleitet von einem geheimnisvollen Instinkt flitzte er zwischen den Autos hindurch wie Wasser zwischen den Kieselsteinen eines Flusses.

Anselmo radelte durch eine Gasse zwischen antiken Mauern. Die brummenden Autos und ihre gelangweilten Fahrer standen in einem endlosen Stau. In einer Blechkiste konnte man sich einfach nicht wohlfühlen. Nicht lange jedenfalls. Er schlängelte sich rechts an einem Auto nach dem anderen vorbei und war stolz, dass er keinen anderen Motor brauchte als seine Muskeln. Er bog auf eine breite, viel befahrene Straße ein, wo er nur kurz blieb und gleich wieder in einem Labyrinth aus steilen Gässchen verschwand. Der Anstieg war mühsam, aber ehrlich, denn er versprach eine Abfahrt. Und dieses Versprechen hielt er. Die Abfahrt gehörte dem, der sich von einem Moment auf den nächsten verlieben konnte und keine Angst vor dem Sturz hatte.

Anselmo balancierte ein paar Sekunden auf den

Pedalen und blickte in den Himmel. Er musterte eine langgezogene Wolke, dann den ausgefransten Rand der Häuser, schließlich eine Wiese und verharrte auf einem kleinen Beet, das vom Asphalt gesäumt war.

Er bog ab und näherte sich langsam dem Grasfleck, den Blick auf einen Busch mit gelben Blüten gerichtet. Gleich darauf stieg er vom Rad und beugte sich zu den Wurzeln hinunter. Suchend schob er die Äste zur Seite. Mit den Fingern berührte er die glatte Oberfläche eines rechteckigen Dings. Anselmo hob es auf. Es war ein ziemlich kompakter Umschlag, einer von denen, die innen mit Plastik-Luftblasen gepolstert waren. Darin steckte scheinbar ein dickes, ziemlich steifes, aber leichtes Blatt. Etwas Zerbrechliches und Feines.

Er legte die Handflächen auf das Kuvert, eine oben, eine unten, und schloss die Augen. Plötzlich zuckten seine Augenlider. Anselmo riss sie auf und blickte einen Moment ins Leere.

Danach steckte er den Umschlag in seine Postbotentasche und zog ein Notizbuch mit braunem Ledereinband heraus, das mit einem dunklen Band verschlossen war. Rasch notierte er drei Zahlen, schloss das Buch wieder und steckte es in die Tasche zurück, neben den Umschlag.

Der Wind blies immer noch mit voller Kraft. Anselmo beobachtete den Himmel, stieg wieder auf das Rad und sauste davon, wobei er das alte Haus mit der angesehensten Foto-Agentur Roms, dem Studio 77, hinter sich zurückließ.